

Alexandre Labruffe: „Cold Case“

Gefrorene Erinnerung

Von Cornelius Wüllenkemper

Büchermarkt, 23.02.2026

Alexandre Labruffe hat ein Faible fürs Geheimnisvolle. In seinem zweiten auf Deutsch übersetzten Roman „Cold Case“ rekonstruiert der französische Autor den mysteriösen Tod eines koreanischen Migranten im Toronto der Siebzigerjahre.

Über Kim Sang-Young ist nur allzu wenig bekannt, es existiert nicht einmal ein Foto von ihm. Gemeinsam mit seinen beiden Brüdern emigrierte der Südkoreaner um 1970 nach Toronto, wo er eines Tages erfroren im Belüftungsschacht einer psychiatrischen Klinik aufgefunden wurde. Wie er dorthin gelangte, ob er durch Eigen- oder Fremdverschulden starb, ob es ein Unfall oder ein Suizid war und wieso seine Familie in Korea jahrelang über den mysteriösen Todesfall schwieg und seine spärlichen Hinterlassenschaften verschwinden ließ, das sind die Fragen, die Alexandre Labruffe in seinem Roman „Cold Case“ untersucht. Vom toten koreanischen Migranten in Toronto erfährt der Erzähler, eine Romanversion von Labruffe selbst, erst nach Jahren des gemeinsamen Lebens in Paris von seiner Partnerin Kim Minkyung vom. Der Tote war ihr Onkel.

„Du hattest dir eine Zigarette gedreht, sie dir in den Mund gesteckt, ohne sie anzuzünden, dann hattest du wie beiläufig gesagt, den Blick in deinen Kaffee versenkt, während alle in der Bar Télégraphe an ihren breiigen morgendlichen Gedanken kauten, hattest du gesagt, wie ein Blitz aus heiligem Himmel: ‚Ich habe einen gefrorenen Onkel.‘ Ich war aufgeschreckt, mit dem Kopf hochgezuckt: ‚Was? Du hast was?‘“

Das Packeis der Familiengeschichte

Ausgehend von diesem „gefrorenen Onkel“ bahnt sich der Autor einen Weg durchs Packeis der Familiengeschichte seiner koreanischen Freundin. Die Recherchen in kanadischen Zeitungs- und Justizarchiven zum mysteriösen Todesfall sind ebenso in der Realität fundiert wie viele andere Details der Familiengeschichte. In 46 oft nur wenige Seiten umfassenden Kapiteln, die zwischen der Vergangenheit und der Erzählgegenwart im Jahr 2023 wechseln, prüft Alexandre Labruffe die zögerlichen, zuweilen widersprüchlichen Andeutungen seiner Freundin und ihrer Familie auf ihre Plausibilität. Der „Cold Case“ des erfrorenen Onkels ist dabei mehr als nur die Geschichte von einem der

Alexandre Labruffe

Cold Case

Aus dem Französischen von Frank Sievers

Verlag Klaus Wagenbach

187 Seiten

24 Euro

18.000 Koreaner, die in den Siebzigerjahren unter dem Diktator Park Chung-Hee nach Nordamerika emigrierten.

Emigration, Exil Schweigen und Scham

Es ist zugleich eine grundsätzliche Reflektion darüber, wie die Entscheidung, die eigene Heimat zu verlassen, wie Scham und Schweigen das Schicksal einer ganzen Familie über Generationen prägen können. So heißt es in einer der in den Text eingestreuten lyrischen Passagen:

„Ich denke:

Euer Gedächtnis ist ein Monolith, lichtdicht und fahl.

Jahrelanges Negieren hat ihn gebleicht.

Die Leiche wurde in den Keller geräumt, in den Schuppen oder Schrank,
um in eurem Geist zu verrotten, um euren Geist zu verrotten.

Das Vergessen: der Tee eurer mondlosen Nächte.

Monolith oder Sarkophag.

Niederlagen und Stigmata.

Eine von Gespenstern durchquerte Leere.

Ich denke:

Die Grauzonen sind wie Zombies,
die euch vergiften und verschlingen.“

Labruffe reiste gemeinsam mit seiner Freundin Minkyung ins koreanische Busan und suchte mit ihr gar Schamanen und Hellseher auf.

Ein Land, in dem „die Heuchelei Königin ist“

Neben einer „Überdosis an Hypothesen“ über die Todesumstände von Minkyungs Onkel und die Rückkehr seiner Brüder nach Korea, befördern Labruffes Nachforschungen auch verschwiegene Familiengeheimnisse zutage, über Minkyungs psychisch kranken Vater, die Trennung ihrer Eltern, den Suizid ihrer Tante und den „menschenfressenden Schatten“ ihres patriarchalischen Großvaters. Zugleich wirft der Autor einen durchaus kritischen Blick auf die südkoreanische Lebens- und Erinnerungskultur, etwa wenn er notiert, im Land der Neokonfuzianisten sei die „Heuchelei Königin“, wenn er sich an der „tödlichen Langeweile der Tugendhaftigkeit“ stört oder sich über das „Meer aus Verrückten im Land der Schwermut“ empört.

Eine zuweilen plakative Kritik

Plakativ wirkt diese Kritik da, wo der Franzose Labruffe in vermeintlich selbstironischer Geste seiner koreanischen Lebenspartnerin entgegenhält:

„Eure Familie kultiviert das Nebulöse. So, wie unsere Familie die Klarheit kultiviert hat“.

Dabei sind ist es gerade das Nebulöse und das Spiel zwischen Fiktion und faktischer Erinnerung, zwischen kartesischer Stringenz und burlesker Ironie, die diesem Roman auch in der stilsicheren Übersetzung von Frank Sievers eine schwebende Leichtigkeit verleihen. Zumindest dort, wo sie nicht zu Manierismen werden.

Bericht eines leicht derangierten Analytikers

Der wiederholte Verweis auf das unvollkommene Französisch seiner koreanischen Freundin und ihren „sexy Satzbau“ etwa verrät eine possierlich-exotisierende Perspektive, die heute aus der Zeit gefallen erscheint. Am Ende seines autofiktionalen Recherche-Berichts schreibt der Erzähler Labruffe, dass er im Spiegelbild seiner leeren Whiskeyflasche aussehe wie „Freud auf MDMA.“ Das beschreibt diesen Roman tatsächlich gut: Er gleicht einer verspielten, höchstsubjektiven Familienaufstellung aus der Sicht eines leicht derangierten Analytikers.